



THEOLOGISCH-PRAKТИSCHE QUARTALSCHRIFT

19

31

Aus frühchristlicher Zeit für unsere Zeit.¹⁾

Von Otto Cohausz S. J.

Am 22. Juni d. J. waren ein und einhalbtausend Jahre verflossen, seitdem eine der wichtigsten und einflußreichsten aller Kirchenversammlungen tagte, das Konzil von Ephesus, das dritte der allgemeinen Kozilien. Der Heilige Vater fordert zu dessen feierlichem Gedenken auf und verspricht sich davon reiche Früchte. In der Tat ragt dieses Konzil als einer der Höhepunkte aus der langen Reihe der Kirchenversammlungen hervor. Was das Konzil von Trient für die Reformationszeit, das Vatikanische für unsere Zeit, das bedeutete das Konzil von Ephesus für das fünfte, von heißen Kämpfen und beunruhigenden Wirren durchbebe Jahrhundert. Auf ihm wurden lange schwebende Unklarheiten geklärt, nie zur Ruhe kommende Streitigkeiten entschieden, die kirchliche Atmosphäre von Gewitterluft gesäubert, blauer Himmel und Friede geschaffen. Besonders waren es drei große Entscheidungen, die damals gefällt, wie wichtige Merksteine die kirchliche Wissenschaft auf sicheren Weg wiesen, wie strahlende Leuchttürme ihr Licht ins Dunkel sandten, allen kommenden Jahrhunderten sichere Führung boten und noch heute in unveränderter Helle Licht, Aufschwung und Freude verbreiten. Das Konzil entschied die Einpersönlichkeit Christi, die Muttergottesschaft Mariens, stützte aufs neue das kirchliche Lehramt. So rückte es

¹⁾ Benutzt: Scheeben, Dogm.; Pohle, Dogm.; Kirsch, Kirchengesch.; Seeberg, Dogmengesch.

die drei Grundträger unseres Glaubens: Christus, Maria und das Papsttum in helles Mittagslicht und umgab sie mit neuem, nie mehr erlöschendem Glanz.

I.

In erster Linie bedeutete das Konzil einen Triumph Christi. Es erklärte feierlich seine Einpersönlichkeit. Wie diese Definition in das damalige Leben eingriff, wird uns erst klar, versetzen wir uns in jene Zeit zurück. Daß Christus Gott und Mensch zugleich sei, hatte er selbst zu klar ausgedrückt und zu deutlich bewiesen; das hatten Apostel und Evangelisten zu oft als unabänderlich feststehend verkündet und durch Wunder und Zeichen erhärtet. So nahm es die Urkirche als unbezweifelt sicher an, ohne sich über die Art der Verbindung zwischen Gottheit und Menschheit weitere Gedanken zu machen. Man war sich seines Glaubens froh bewußt, glücklich, endlich einen Erlöser gefunden zu haben, nach so langer Zeit der Unerlösung aus seinen Quellen trinken zu können. Zu wissen, daß Christus Gott und Mensch sei und die Erlösung bringe, genügte, blieben auch die Einzelheiten verborgen.

Das wurde anders, als der christliche Glaube nun in die hellenistische Welt eindrang, sich auch an griechisch gebildete Geister richtete und bald auch solche zu seinen Anhängern zählte. Die Christ gewordenen Denker empfanden das Bedürfnis, sich auch vor ihrem Verstand Rechenschaft über den Glauben zu geben, in seine Geheimnisse auch mit der Leuchte des Geistes einzudringen, sie allseits zu erhellen und weiter zu entwickeln. Auch erhoben sich bald mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug ausgestattete Widersacher, die eine wissenschaftliche Abfuhr erforderten. Jetzt galt es also, die Glaubensgeheimnisse auch den Intellektuellen aus Platos, Zenos und des Aristoteles Schule nahe zu bringen. Des Evangeliums bemächtigte sich die Spekulation. Ein von der Vorsehung durchaus gewollter Vorgang. Mochte er anfangs auch zu manchen Irrungen und Verwirrungen führen, der letzte

Ertrag war doch immer eine neue Sicherheit und Herausarbeitung des ganzen Glaubensgehaltes.

Was der Heidenwelt mit ihrer Vielgötterei nun am ehesten in die Augen fallen mußte, war der *eine* Gott der Christen. So richten sich denn darauf zunächst Fragen und Antworten. Aber dieser eine Gott erwies sich doch wieder zugleich als Dreiheit. Nicht nur Christus hatte sich als Sohn Gottes bekannt und auch noch den Heiligen Geist als ebenbürtig mit sich und dem Vater erklärt, auch in der Taufformel stand die Dreiheit über dem Eingangstor zur Kirche und mußte aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So war denn die nächste Zeit hauptsächlich mit trinitarischen Untersuchungen und Streitigkeiten, mit Lehrmeinungen über die Eigenart der drei göttlichen Personen und ihr Verhältnis zu einander erfüllt.

Als diese einigermaßen zum Abschluß gekommen, oder auch während sie noch im Gange waren, löste sich dann ein anderes Problem ab: klar geworden war die Stellung des Logos zum Vater und Heiligen Geist, wie aber nun sein Verhältnis zu der mit ihm verbundenen Menschheit war? War die Verbundenheit beider nur eine akzidentelle, nur eine moralische oder eine substantielle? Neben den Vertretern des wahren Sachverhaltes wurden die verschiedensten Ansichten laut. Schon der heilige Johannes hatte in seinen Briefen Irrlehrer bekämpfen müssen, die jede Identität von Jesus und Christus sowie die wahre Menschwerdung leugneten. Christi Leib war ihnen nur ein Scheinleib. Der mit alexandrinerischer Bildung ausgestattete Jude Cerinth sah in Jesus bloß einen Menschen, über den erst in der Taufe Christus (der Geist Gottes) kam. Viel Staub wirbelte dann Paulus von Samosata mit seiner Lehre auf, Christus sei nur Mensch gewesen, gezeugt vom Heiligen Geiste und aus der Jungfrau geboren. In ihm aber habe der göttliche Logos, die Weisheit Gottes (als unpersönliche Macht) gewohnt und in höherer Weise gewirkt als in allen anderen Propheten. Eine Ansicht, die mit der heutigen, von liberal-protestantischer Seite wieder verbreiteten, in Christus offen-

bare sich (der pantheistische) Gott, manche Ähnlichkeit aufweist.

Diese rein äußerliche moralische Verbundenheit genügte aber den meisten nicht. Die Stelle: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ besagte mehr. So sah man ein, daß nur eine *physische* Verbindung der wahren Lehre genugtue. Aber auch da gab es bald irrige Ansichten. Die bedeutendsten unter ihnen gingen von Apollinaris und Theodor von Mopsuestia aus. Von der platonisch-photinischen Trichotomie, daß der Mensch aus drei Teilen: Geist, Seele und Leib bestehe, ausgehend, sprach Apollinaris Christus den menschlichen Geist ab und ließ dessen Stelle den Logos vertreten und so die Einigung zwischen Gottheit und Menschheit zustandekommen. Christus einen der Sündefähigen menschlichen Geist zuschreiben — meinte er — vertrage sich nicht mit seiner Unsündbarkeit, und zwei in ihrem vollen Sein verschiedene Wesen könnten sich nie zu einem Ganzen vereinen, zwei Personen nicht eine ausmachen. Daß er Christus dabei nur eine verstümmelte menschliche Natur gab und damit die Erlösung des ganzen Menschen, auch seiner Geistseele nach, unmöglich mache, übersah er. Aber man gewahrt, wie wenig klar und abgegrenzt noch die Begriffe, besonders das Verhältnis von Natur, Person, Subsistenz waren. Apollinaris bereitete den Monophysitismus vor.

Schwang ein Pendel zu weit nach rechts, schwingt es bald darauf zu weit nach links. So auch hier. Dem Apollinarismus erstand ein Gegner in der Schule von Antiochien. Hatte der erstere die Einheit in Christus auf Kosten der vollständigen menschlichen Natur übertrieben, so lag dieser vor allem daran, ihm gegenüber die Unvermischttheit der zwei Naturen in Christus und damit die Zweiheit seines göttlichen und menschlichen Wesens wieder ins Licht zu rücken. Dieser Schule entsprang Theodor von Mopsuestia. Er baute auf ihrem Fundament weiter; aber nun wurde die Zweiheit Anlaß zu neuer Irrung. Die Apollinaristen waren davon ausgegangen, daß die Einwohnung Gottes in Christo eine wesentliche, keine nur moralische

sei, daß aber zwei vollständige Naturen sich nie zu einer Person verbinden könnten. Darum hatten sie bei Christus den menschlichen Geist durch den Logos ersetzen wollen. Theodor aber hielt an der vollen Unversehrtheit und Unvermischttheit beider Naturen in Christus und doch auch an der Einheit fest. Wie aber beides miteinander in Einklang bringen? Er glaubte die Lösung so zu finden: Jesus ist der Tempel, in dem Gott wohnt und den er als Organ benutzt. Betrachtet man das menschliche und göttliche Element in Christus beide für sich, so begegnen uns zwei verschiedene Naturen, die aber zwei Hypostasen, eine vollkommen göttliche und eine menschliche Person sind. Und doch müssen wir von Christus als von einer Person reden, da in ihm die menschliche Natur in die göttliche aufgenommen ward, so wie Mann und Frau *ein Leib* heißen. Deshalb kann auch Maria sowohl „Christusgebärerin“ als auch „Gottesgebärerin“ genannt werden; letzteres aber nur, insofern sie den geboren hat, in dem Gott wohnte.

Diese Gedanken nun wurden von seinem Schüler, dem ungestümen, leidenschaftlichen, mehr rednerisch als theologisch geschulten Nestorius, Bischof von Konstantinopel aufgegriffen, zum vollen Aufblühen gebracht und als Giftsaat in das ganze Morgenland gestreut. Nach ihm gibt es in Christus nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei verschiedene Personen, eine göttliche und eine menschliche. Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens, ist ein anderer der Person nach als der göttliche Logos oder Sohn Gottes. Gleichwohl sind beide Personen miteinander aufs engste verbunden, indem der Logos im Menschen Jesus wie in seinem Tempel einwohnt. Daraus folgt, daß der Mensch Jesus nicht als wahrer Gott, sondern nur als „Gottesträger“ ($\Theta\epsilon\varphi\sigma\pi\sigma$) bezeichnet werden kann, daß es ferner bei ihm sich nicht um eine physische, sondern nur um eine akzidentelle, moralische Vereinigung handelt, und die Menschwerdung nicht als eigentliche Menschwerdung Gottes, sondern nur als „Einwohnung des Logos“ im bloßen Menschen Jesus angesprochen werden kann.

Solöste Nestorius Christus in zwei für sich bestehende Personen auf, die nur durch ein äußeres Band miteinander verknüpft sind. Machen andersdenkende Dogmen- und Kirchengeschichtler dagegen geltend, daß er doch von Christus häufig als von einer Person rede, so übersehen sie, daß er darunter immer nur eine moralische oder juridische Person versteht, die sich aus zwei physischen Hypostasen zusammensetzt.

Diese Lehre nun, auf allen Gebieten der Christologie umstürzend wirkend, versetzte das ganze Morgenland in Meeresstürme. Schon waren tüchtige Kämpfer zur Abwehr aufgetreten, aber in der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit tat ein autoritativer Entscheid not, zumal Nestorius sich der im August 430 stattgehabten Synode, die ihn mit Absetzung und Bann bedrohte, zu entwinden suchte. Der Kaiser Theodosius II. berief deshalb für Pfingsten 431 das berühmte Konzil nach Ephesus. Hier wurde feierlich erklärt: „*Si quis non confitetur, carnis secundum subsistentiam unitum Dei Patris Verbum . . . A S (can. 2).* *Si quis in uno Christo dividit substantias post unionem, sola eas connexione conjungens ea quae secundum dignitatem est, vel etiam auctoritatem et potestatem ac non potius conventu, qui per unitatem factus est naturalem. A S (can. 3).* *Si quis audeat dicere Christum hominem Theophoron id est Dei ferentem ac non potius Deum esse veraciter dixerit A S (can. 5).* *Si quis dicit, Deum esse vel dominum Christi . . . et non magis eundum ipsum confitetur Deum simul et hominem . . . A S (can. 6).*“ Damit war die Einpersönlichkeit Christi endgültig festgelegt, Nestorius gerichtet; und, mußte auch das Konzil von Chalzedon 451 später noch manche Einzelheiten bestimmten, so war jetzt doch wieder ein fester Boden geschaffen und kehrten Ruhe und Sicherheit zurück.

Die so lange hin- und hergezogenen Gemüter wurden wieder gefestigt, beruhigt, die Theologie gewann wieder klare Sicht und sichere Bahn — das war der erste große Erfolg dieses Konzils. Daran aber schloß sich ein größerer zweiter: Neuer Glanz umstrahlte die Person und Wirk-

samkeit unseres Erlösers. Hätte Nestorius mit seiner Ansicht, der Logos und der Mensch Christus seien zwei verschiedene Personen, nur durch die Einwohnung des ersten im letzteren vereint, recht behalten, dann war Jesus von Nazareth im Grunde nicht anders als alle Propheten, also nur graduell, nicht wesentlich von ihnen verschieden. Er war auch nur Mensch, mit dem Wort Gottes deshalb nur äußerlich verbunden. Auch wäre es Götzendienst, ihn in seiner Menschheit anzubeten. Götzendienst also die jetzt allgemein übliche Andacht zum allerheiligsten Altarsakrament, die doch auch der Menschheit Christi gilt, Götzendienst die Andacht zu den heiligen Wunden und zum heiligsten Herzen Jesu. Zudem leiden und erlösen konnte uns Christus nur mit seiner menschlichen Natur; wäre diese eine eigene menschliche für sich bestehende Person, so hätte alles Leiden und Sterben als das eines Menschen alsdann nur endlichen Wert, würde also nie zur Tilgung der Schuld ausreichen. Der Logos, sagt wieder Nestorius, habe nicht gelitten, Gott könne nicht leiden. Im Abendmahlsaal, sagte Nestorius wiederum, wurde nur der Leib des Menschen Jesus genossen; wer anders denke, sei Menschen- und Totenanbeter. — Nun nach der Entscheidung aber steht in Jesus Christus nur eine Person mit zwei Naturen vor uns, eine göttliche Person, die Jesu menschliche Natur mit sich in einer Subsistenz vereinte, sie zu eigen besitzt, ihre göttliche Würde auf sie und ihre Handlungen ausdehnt, ihnen unendlichen Wert verleiht, sie mit auf den göttlichen Thron über die Chöre der Engel erhebt und der ganzen Schöpfung zur Anbetung vorstellt.

Man sieht, der Kampf ging hier nicht um unnütze theologische Spitzfindigkeiten, sondern um tief in das ganze Wesen und Leben der christlichen Religion eingreifende Dinge, und unbegreiflich ist es, wie Seeberg in seiner Dogmengeschichte und Casper in seiner Papstgeschichte den ganzen Streit vorwiegend als den Ausfluß persönlicher Intrigen und amtlicher Rivalität aufzuzeigen versuchen.

II.

Wie das Konzil Christus in strahlendes Licht rückte, so nicht minder seine gebenedete Mutter. Ja, ihre Person und Würde waren damals der eigentlichste Gegenstand des Kampfes, so daß Papst Pius XI. in seiner Aufforderung zur Gedenkfeier nicht ansteht, das Konzil als „marianisches“ Konzil zu bezeichnen.

Seit den ersten christlichen Anfängen wurde Maria als Mutter Jesu hochgeachtet. Niemand bezweifelte, daß sie den großen Religionsstifter geboren habe und darum der höchsten Verehrung würdig sei. Als „Theotokos“, Gottesgebärerin, lebte sie in der kirchlichen Überlieferung. Als solche wurde sie von Origenes, Eusebius, Athanasius, Didymus, Gregor von Nazianz, Cyrillus von Alexandrien stets bezeichnet. Erst als die häretische Spekulation das Wesen Christi falsch zu deuten begann, wurde auch ihr Glanz verdunkelt. Da Gnostiker und Doketen zunächst Christus nur einen Scheinleib, einen himmlischen Leib andichteten, mußten sie folgerichtig zur Leugnung des irdischen Ursprungs der Menschheit Christi und der wirklichen Empfängnis und Geburt Christi aus Maria als seiner Mutter kommen. Unter diesen verstanden manche wie Valentin nur ein „Hindurchgehen“ Christi durch Maria, ähnlich wie das Hindurchfließen des Wassers durch einen Kanal. Andere wie Cerinth nahmen eine eigentliche Geburt aus Maria an; da aber nach ihrer Auffassung Jesus nur Mensch und erst bei der Taufe mit der Gottheit vereinigt war, konnten sie in Maria nur die Mutter eines Menschen, nicht aber die eines Gottes erblicken. In ähnlicher Lage blieben alle, die der Menschheit in Christus eine eigene Subsistenz zuschrieben, und ihre Vereinigung mit dem Logos nur als Einwohnung, als akzidentelle, rein moralische betrachteten. Verständlich, daß bei allen diesen der übliche Name „Theotokos — Gottesgebärerin“ Anstoß erregte und heiß umstritten wurde. Gerade um die Wende des 5. Jahrhunderts nahm der Kampf die schärfsten Formen an. Besonders heftig ging, gemäß seiner Trennung des Menschensohnes vom Gottessohne, Theodor von Mopsuestia gegen den

Ausdruck „Theotokos — Gottesgebärerin“ vor; er wollte Maria nur den Namen „Christotokos — Christusgebärerin“ zuerkennen und den Ausdruck „Gottesgebärerin“ höchstens insofern gelten lassen, als Maria den geboren habe, mit dem sich später die Gottheit vereinte. Einer seiner Anhänger, der Priester Anastasius, rief in einer Predigt aus: „Keiner nenne mir Maria Mutter Gottes; denn sie war ein Mensch, und Gott kann von keinem Menschen geboren werden.“ Der Bischof Dorotheus von Marcianopolis in Mysien erkühnte sich sogar in einer in Konstantinopel gehaltenen Rede den Bann über alle auszusprechen, die Maria „Gottesgebärerin“ zu nennen wagten. Die ganze christliche Umwelt geriet in Aufregung. Priester und Laien ließ die Frage nicht mehr zur Ruhe kommen.

Da griff Nestorius, der Bischof der Hauptstadt, selbst ein. In wiederholten Reden vertrat er die Ansicht, Gott eine Mutter beilegen sei heidnisch, Vergötterung der menschlichen Natur; der von Maria Geborene sei nur ein vom Heiligen Geist bereiteter Tempel, in dem der göttliche Logos später Wohnung genommen habe. Seine Ausführungen brachten die Hauptstadt in Aufruhr. Laien traten ihm öffentlich entgegen. Das Volk rief: „Wir haben einen Kaiser, aber keinen Bischof.“ Zur Gegenwehr hielt der damals in Konstantinopel weilende Bischof Cyzikus eine Lobrede auf Maria im antinestorianischen Sinne; der anwesende Nestorius erhob Einsprache. Priester, die gegen seine Ansichten predigten, ließ er absetzen und einkerkern. Aber nicht nur in der Hauptstadt, weithin in ganz Kleinasien, selbst in Ägypten und Rom, gerieten die Gemüter in Wallung. Da war es vor allen Cyrill von Alexandrien, der in die Kampfbahn trat und mit großer Wucht und gründlicher Gelehrsamkeit den Ausdruck „Theotokos“ verteidigte. Seine Ausführungen unterstrich Papst Cölestin auf einer Synode 430. Nestorius wurde unter Absetzung und Bann aufgefordert, innerhalb acht Tagen seine Irrtümer zu widerrufen. Aber Nestorius und seine Anhänger klammerten sich an einige ungenaue Ausdrücke Cyrills; die theologischen Streitigkeiten wollten kein Ende

nehmen. Da sprach das Konzil, nicht ohne daß noch viele Kämpfe sich ergeben hatten, das entscheidende Wort: „Wenn jemand nicht bekennt, Gott sei *wahrhaft* Emmanuel und daher die heilige Jungfrau Gottesgebärerin — sie gebar nämlich dem Fleische nach das fleischgewordene Wort Gottes —, so sei er im Bann“ (Denz. n. 113).

Nestorius wurde abgesetzt und in sein Kloster von Antiochien verwiesen. Doch sowohl er selbst, wie ein großer Teil seines Anhanges, beharrten in ihrem Widerstand. So wurde er 435 nach Ägypten verbannt, das Lesen seiner Schriften verboten und ihre Verbrennung angeordnet. Er starb 451 ruhmlos im Elend. „Gib mir ein von Häretikern gereinigtes Land, und ich will dir dafür den Himmel geben. Hilf mir, die Ketzer besiegen, und ich will dir helfen, die Perser zu besiegen“, so hatte er bei seinem Regierungsantritt zu Kaiser Theodosius II. gesprochen. Und nun war er ob seiner Beschränktheit, Leidenschaftlichkeit und Hochfahreneheit selbst zu einem der hartnäckigsten und verderbenbringendsten Häretiker geworden. Wiederum ein warnender Beleg, wohin der bestgemeinte Eifer führt, ist er mit Engblick, Leidenschaftlichkeit und Hartnäckigkeit verbunden. Auch viele andere Bischöfe seiner Partei traf ein ähnliches Los, alle Versammlungen dieser Sekte wurden verboten und ihre Geistlichen verbannt.

Um so größer aber war die Freude aller wahren Marienverehrer. Die rechtgläubigen Konzilsväter atmeten auf; das Volk von Ephesus brach in Jubel aus, illuminierte die Stadt und der Freudenruf „Theotokos“ widerhallte in allen Straßen und auf allen Plätzen. Und von da pflanzte er sich fort durch alle Länder und Zeiten. Mariens Ehre war glänzend gerettet. Gefahr war im Anzuge gewesen, sie ihrer höchsten Würde zu entkleiden, sie für das Gedanken aller Zeit aus der Zenithöhe in die Zahl der eben über den Horizont erscheinenden Sterne zu verweisen. Denn was wäre Maria ohne die Gottesmutterenschaft? Eine der vielen Mütter, die Große geboren, hie und da mitgenannt, aber doch wie sie alle nur nebenher und gelegentlich erwähnt. Und Welch kümmerliches Dasein hätte die

ganze Marienverehrung gefristet! Nun aber leuchtet wieder Mariens Ehre, Würde und Stellung in alter, ja neuer Helle. Im Strahlenglanz und mit der goldenen Krone der Gottes-mutterschaft gekrönt, steht sie wieder da vor aller Welt. Als Weib mit der Sonne bekleidet, als Königin aller Frauen, als höchste Erwählte und größtes Wunderwerk der Dreifaltigkeit beschreibt sie in neuer Herrlichkeit ihren Weg am Himmel christlichen Glaubens, als Dei mater alma von allen gepriesen, von der Kirche verherrlicht, von Dichtern besungen, durch Baudenkmäler und Wallfahrtsorte ohne Zahl geehrt, von der ganzen katholischen Christenheit bewundert und geliebt. Welch fruchtbare Antriebe auf Mariologie und Marienverehrung gingen von der ephesinischen Definition aus! Ihrer Wirkung kommt wohl nur noch die Erklärung der Unbefleckten Empfängnis Mariens unserer Tage gleich. So hat der Papst gewiß recht, das Konzil vorwiegend ein „marianisches“ zu nennen.

III.

Wie Christus und seine himmlische Mutter so ging auch sein Stellvertreter, das kirchliche Lehramt, neu gefestigt und in neuem Glanz aus dem Konzil hervor. Zwei Bestimmungen waren es, die hierauf hinwirkten: eine, die den obersten Träger des kirchlichen Lehramtes selbst bestraf und eine andere, die sich mit der rechten Lehrart befaßte.

Die erste lautet: „Nulli dubium, imo saeculis omnibus notum est, quod sanctus beatissimusque Petrus Apostolorum princeps et caput, fideique columna, et Ecclesiae catholicae fundamentum, a Domino nostro Jesu Christo claves regni accepit Qui ad hoc usque tempus et semper in suis successoribus vivit et judicium exercet“ (Denz. 112).

Einmal ist diese Erklärung schon für die Dogmatik wichtig, da sie in so klarer Weise die Verleihung der obersten Kirchengewalt an Petrus anerkennt und dessen Weiterleben in seinen Nachfolgern, also dem römischen Bischof, bekundet, was bei so manchem sonstigen Gegen-satz zwischen der östlichen und westlichen Kirche um so

schwerer wiegt; und daß diese Verleihung des Primates an Petrus und sein rechtmäßiges Weiterleben im römischen Bischof als nulli dubium, *imo saeculis omnibus notum* angeführt wird.

Dazu hatte die Erklärung eine für das ganze damalige kirchliche Leben überaus große Bedeutung. Erkannte man im damaligen Osten auch theoretisch den Primat des Papstes an, so war praktisch doch bei manchen die Gefolgschaft nicht, wie sie hätte sein sollen. Nicht nur, daß manche Parteien und Bischöfe bisweilen zu selbständig vorgingen, ihren Machtkreis über die Grenzen hinaus auszudehnen suchten, daß auch die östliche weltliche Regierung von Cäsaropapismus beseelt, Roms Rechte möglichst zu beschneiden trachtete: infolge der vielen theologischen Wirren und Sekten hatten auch nicht wenige Bischöfe, Mönche und Priester eine auflehnende Haltung gegen Rom angenommen und weite Laienkreise da hineingerissen. Nicht nur einmal war ein orientalisches Schisma in die Nähe gerückt; jetzt tauchte es wieder drohend auf. Da war es eine Großtat, daß so viele Kirchenfürsten aus Ost und West sich einmütig zum Primat des römischen Papstes bekannten. Damit war die Einheit der Kirche gerettet, das Gespenst der Spaltung noch einmal beschworen, besonders dem Orient wieder Halt und Festigkeit geboten, die kirchliche Disziplin wieder gefestigt.

Die zweite Erklärung betraf die Lehrart: „*Statuit sancta Synodus, alteram fidem nemini licere proferre aut conscribere aut componere, praeter definitam a sanctis Patribus.*“

Hier wurde also die alte Glaubensregel wieder eingeschränkt, nichts als Lehre aufzustellen, was nicht in den Glaubensquellen enthalten sei. Auch das tat not. Waren doch die geistig regen, spekulationsbedürftigen Griechen nur zu geneigt, sich auf ihre eigenen Geisteserfindungen allein zu stützen und sie an Stelle der geoffenbarten Wahrheit zu setzen. Daher dann auch die überaus große verderbliche Fruchtbarkeit an Irrlehren. Dem wurde durch die Zurückrufung des Konzils auf die rechten Glaubens-

quellen ein Damm entgegengesetzt und so die theologische Wissenschaft vor einem Ausfließen in rein natürlichen Betrieb bewahrt.

* * *

Man sieht, daß das Konzil mit der Neubefestigung dieser drei Grunddogmen einen Merkstein in der Geschichte der Kirche bedeutet. Sein Einfluß wirkt bis heute fort. Ja, heute gewinnen seine Entscheidungen wieder aktuelle Bedeutung.

Auch heute geht wieder, wenn auch in anderer Form, ein erregter Kampf um Christus. Auch heute leugnen viele seine Gottheit, stempeln ihn zu einem einfachen Menschen und stellen ihn mit anderen Weisen, Solon, Sokrates, Moses, Buddha auf gleiche Stufe. Andere erkennen ihm noch eine besondere Sohnschaft Gottes zu, aber keineswegs im Sinne einer hypostatischen Vereinigung. Christus ist Sohn Gottes, insofern (der oft pantheistisch gedachte) Gott in ihm in besonderer Weise wohnt und sich offenbart. Selbst vielen „Rechtgläubigen“ geht das tiefere Verständnis für die hypostatische Vereinigung ab. Infolge all dieser Irrungen fehlt auch das rechte Verständnis für die Anbetung Christi, seine Erlösungsart, seine Stellung als Haupt der Kirche, sein Wohnen in den Seelen, für jede Art von Christusmystik. Wie notwendig ist es da, das Tiefste der Person Christi und seines ganzen Wirkens vor den Augen der heutigen Welt wieder in voller Klarheit erstehen zu lassen! Tiefgründige Predigten über Christus sind zeitgemäß als je! Aber man darf es nicht bei rein moralischen oder ästhetisierenden, gefühlsmäßig verschwommenen Ausführungen bewenden lassen; gründliche, klare Aufschließung der christlichen Dogmatik erheischt die verworreene Zeit.

Wie die wahre Kenntnis Christi bedarf auch die rechte Wertschätzung seiner heiligsten Mutter wieder der Belebung. Nicht als ob es in katholischen Kreisen allgemein an warmer Marienverehrung fehle. Gott sei Dank, blüht sie noch, wie die Marienfeste, der Maimonat, Rosen-

kranzmonat und die zahlreichen Wallfahrten bekunden. Aber einmal färbt doch in der Diaspora die protestantische Geringschätzung Mariens stark auf die dort wohnenden Katholiken ab. Es fällt geradezu auf, wie viele da Aufgewachsene der Andacht zu Maria doch nicht das Verständnis entgegenbringen, wie man es in rein katholischen Gegenden gewohnt ist. Aber auch bei manchen sonstigen Katholiken kann man gewahren, wie wenig die Marienverehrung in ihren Seelen Wurzel geschlagen hat, wie gering ihre Wertschätzung Mariens, wie kalt und wenig vertrauend ihr Verhältnis zu Maria ist. Selbst Priester findet man darunter. Daher dann das mangelnde Verständnis für Rosenkranz und Marianische Kongregationen; die eifersüchtige Wachsamkeit, daß Maria ja kein neuer Ehrentitel zuerkannt werde. Die ganze Geschichte der Kirche und auch die des Konzils von Ephesus lehrt, Welch segensreiche Früchte von inniger Marienverehrung ausgingen, wie so viele Heilige gerade durch sie die größten Gnaden empfingen; sie belegt aber auch mit vielen Beispielen, wie die Verflüchtigung der Marienverehrung oft genug auch eine Verflüchtigung des tiefreligiösen Lebens herbeiführte. Nicht nur die Entwicklung des Protestantismus, der mit dem Marienaltar auch den Tabernakel verbannte, ist dafür Zeuge, auch das Leben des Nestorius und vieler anderer, die in der Andacht zu Maria erkalteten oder sie noch gar bekämpften. Als schönste Frucht des Ephesus-Jubiläums erwartet unser Papst Pius reiche Förderung der Marienandacht. Möchte er seine Wünsche erfüllt sehen! Alle Quellen müssen wir heute fließen machen. Verschütten wir doch keine!

Wie zeitgemäß ist sodann die dritte Erklärung des Konzils: Betonung des Primates. Und nicht nur Betonung desselben, sondern daß wir uns geschlossen hinter ihn stellen und unsere Gläubigen dazu mitreißen. Mehr als je bedarf die Zeit in ihrem Schwanken, ihrer Zerrissenheit und Unsicherheit wieder des Felsens. Katholiken gibt es aber leider, die in päpstlichen Verordnungen nur ein Machtgelüste, einen Vergewaltigungsversuch, eine un-

nötige, die Zeit nicht verstehende Härte erblicken, die alle Nörgeleien liberaler Zeitungen gegen römische Entscheidungen gedankenlos nachplaudern. Erlebt haben wir es ja wieder bei dem neuen Eherundschriften. Andere hegen nicht das rechte Vertrauen, daß das Papstwort durchdringe. Und doch, mehr als in den damaligen Wirren ist entschiedener Widerstand gegen die überflutende Zersetzung aller Wahrheit und Sittlichkeit schreiendes Bedürfnis. Und wie damals das Papstwort wie ein Damm wirkte, wird es ihm auch heute nicht an Erfolg fehlen. Portae inferi non praevalebunt adversus eam.

An uns ist es darum, die Autorität des Heiligen Stuhles wieder zu beleuchten, mit gründlichen Ausführungen zu festigen, zu ihrer Gefolgschaft die Seelen zu stimmen!

Und dann das Letzte: die Glaubensregel. Wie viele gibt es auch bei uns, denen deren Bedeutung mehr und mehr geschwunden ist. Wie viele unserer gebildeten Laien kennen dank des modernen Wissenschaftsbetriebes an den Hochschulen kaum oder gar nicht mehr, daß ein Unterschied zwischen Glauben und Wissenschaft besteht. Was sie einsehen, was man ihnen philosophisch nahebringt, das allein lassen sie gelten. Aber auch Theologen sahen wir von der Tradition absehen, ihren eigenen Gedankengängen nachgehen und — im Irrtum enden.

Auch da gibt das Konzil Fingerzeige, das eigentliche Glauben, das Sichstützen auf die kirchliche Tradition wieder klar herauszuschälen und auch in der Predigt mehr wieder aus den Glaubensquellen zu beweisen, als mit rein menschlich-wissenschaftlichen Einsichten und die Bedeutung der Glaubensautorität wieder hervorzukehren. Sonst laufen wir leicht Gefahr, daß die Zuhörer die Predigten mit rein profan-wissenschaftlichen Vorträgen gleichstellen, ihnen nicht mehr Gehorsam zollen als diesen auch, aus ihnen annehmen, was ihnen zusagt, und abweisen, was ihnen nicht gefällt. Sollte der Grund, warum man mit so wenig kindlichem Gehorsam der Predigt oft folgt, nicht auch darin liegen, daß in ihr zu wenig das Wort Gottes

als Wort Gottes, zu viel aber menschliches Wort erscheint und darum als eines Menschen Wort der Beurteilung wie jedes andere Menschenwort verfällt? „Tamquam potestatem habens“ redete Christus. Aber das ist uns nur möglich, wenn wir „pro Christo legatione fungimur tamquam Deo exhortante per nos“ (2 Cor 5, 20)!

So bedeutet das Konzil von Ephesus nicht nur einen Merkstein in der Geschichte; es ergeht von ihm auch viel Wegweisung und Anregung für unser heutiges pastorales Wirken.

Das Recht der Revolution.

Von Franz X. Böhm, St. Gabriel, Mödling.

(Fortsetzung.)

6. Göttliche Offenbarung und menschliche Vernunft bezeugen übereinstimmend, daß der tiefste Urgrund aller obrigkeitlichen Gewalt in Gott zu suchen ist. Dieser Erkenntnis gegenüber konnte es innerhalb der katholischen Wissenschaft zu keiner Zeit ein Schwanken geben. Aber etwas anderes war es um die Frage nach dem unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt. Ist in Gott nicht nur der tiefste und letzte, sondern auch der nächste und unmittelbare Ursprung der Staatsgewalt zu suchen? — An dieser Frage scheiden sich die Geister. Im wesentlichen sind es zwei Richtungen, deren eine nicht bloß den letzten, sondern auch den nächsten und unmittelbaren Ursprung der Staatsgewalt in Gott erblickt, wogegen die andere Richtung Gott zwar auch als den tiefsten und letzten Urgrund, dagegen als unmittelbare Quelle der obrigkeitlichen Gewalt die Volksgemeinschaft betrachtet. Im Interesse unserer Untersuchung wird eine kurze Darstellung der beiden Ansichten nicht zu umgehen sein.

Bis in das ausgehende 18. Jahrhundert wurde von der Mehrzahl der katholischen Gelehrten die Ansicht vertreten, das Volk in seiner Gesamtheit sei der erste Träger der Staatsgewalt, die ihm von Gott verliehen worden; das Volk aber übertrage die Gewalt ausdrücklich oder stillschweigend auf den Herrscher; mit anderen Worten, die Staatsgewalt stamme unmittelbar oder direkt von der Volksgemeinschaft, mittelbar oder indirekt von Gott. Als Hauptvertreter dieser Lehre, die man gewöhnlich als